Berliner Morgenpost

http://www.morgenpost.de/kultur/article894253/Eugen_Onegin_Premiere_mit_Rolando_Villazon.html

STAATSOPER BERLIN

"Eugen Onegin"-Premiere mit Rolando Villazón

Mittwoch, 24. September 2008 11:41 - Von Felix Stephan

Der mexikanische Startenor hat seine Stimmkrise überwunden. Für mehrere Monate hatte sich Rolando Villazón von der Bühne zurückgezogen. Jetzt singt er unter der Leitung von Daniel Barenboim die Premiere von Tschaikowskys "Eugen Onegin" in der Staatsoper. Mit dem Dirigenten verbindet Villazón eine tiefe musikalische Freundschaft.



Brauchte einen Sprachtrainer für Tschaikowsky: Rolando Villazón singt den Lansky an der Staatsoper Unter den Linden *Foto: DPA*

"Ich habe Berlin so viel zu verdanken", sagt Villazón. "In Berlin fühle ich mich wie zuhause." Vor acht Jahren sang der mexikanische Tenor an der Staatsoper den Macduff aus Verdis "Macbeth". Es war seine erste große Produktion. Damals ging sein Stern am Sängerhimmel gerade auf. Wenn Villazón die deutsche Hauptstadt besucht, und das kommt in den letzten Jahren oft vor, "dann spaziere ich gerne an der Spree entlang oder fahre mit dem Fahrrad herum." Auch in der U-Bahn kann man ihn antreffen. "Manchmal erkennen die Leute mich und wollen ein Autogramm. Aber das liebe ich an den Berlinern: dass sie so nett und zurückhaltend sind."

Mit Dirigent Daniel Barenboim verbindet Villazón eine tiefe musikalische Freundschaft. "Er teilt meine Leidenschaft für die Oper vollkommen und weiß, wie ich fühle. Ich habe großes Vertrauen zu ihm." Nachhaltiges Aufsehen erregte Villazón als Don José in Bizets "Carmen". Im letzten Jahr, ebenfalls unter Barenboims Leitung, sang er an der Seite von Anna Netrebko in Massenets "Manon". Es sollte der vorerst letzte Auftritt des Operntraumpaares sein. Villazón zog sich unmittelbar danach für mehrere Monate zurück, um seine erschöpfte Stimme zu pflegen und zu neuer Vitalität zu finden. "Ich habe viel Zeit mit meiner Familie verbracht, mit meiner Frau und meinen beiden Kindern. Den Gesang habe ich komplett ruhen lassen."

staatsoper
unter den linden

august • september

PREMIERE

EUGEN ONEGIN

oper von PETER I. TSCHAIKOWSKY

MUSIKALISCHE LEITUNG Daniel Barenboim INSZENIERUNG | BÜHNENBILD LICHTKONZEPTION Achim Freyer KOSTÜME Lena Lukjanova | Amanda Freyer LICHT Olaf Freese CHÖRE Eberhard Friedrich DRAMATURGIE Julia Lukjanova | Katharina Winkler LARINA Katharina Kammerloher TATJANA Anna Samuil OLGA Maria Gortsevskaya FILIPJEWNA Margarita Nekrasova EUGEN ONEGIN Roman Trekel LENSKI Rolando Villazón FÜRST GREMIN René Pape (27.09. | 12.10. | 25.10.) | Christof Fischesser TRIQUET Stephan Rügamer SARETZKI Viktor Rud EIN HAUPTMANN Fernando Javier Radó STAATSKAPELLE BERLIN | STAATSOPERNCHOR | FREYER ENSEMBLE
In russischer Sprache mit deutschen Übertiteln

Für seine fünfte Oper hatte Tschaikowsky besondere Pläne im Kopf: Gedanken, die innovativ auf das damalig gegenwärtige Musiktheaterschaffen wirken sollten; er suchte etwas völlig Neues. Was ihn interessierte, war die psychologisch glaubhafte Gefühlsbewegung verliebter Menschen. Dieses innere Erleben, die Seelenzustände, suchte er in Musik zu setzen, indem er den wahren Ursprung menschlicher Gefühle hinterfragte – ganz im Gegensatz zur damals herrschenden Opernästhetik des drastisch übersteigerten Ausdrucks. Niemals hätte Tschaikowsky, als er im Frühjahr des Jahres 1877 Puschkins *Eugen Onegin* zu vertonen begann, sich träumen lassen, dass gerade diese Komposition einmal zu seinem meistgespielten Bühnenwerk aufsteigen und außerhalb russischer Gefilde sogar das Puschkinsche Original an Bekanntheit übertreffen würde. Im 115. Todesjahr Tschaikowskys eröffnet die Staatsoper Unter den Linden mit *Eugen Onegin*, inszeniert von Achim Freyer, die Spielzeit 2008/09. Generalmusikdirektor Daniel Barenboim hat die musikalische Leitung inne, der gefeierte Tenor Rolando Villazón wird den Lenski singen, Roman Trekel ist Eugen Onegin und René Pape übernimmt die Rolle des Fürsten Gremin.

VORWORT – Werkeinführung 30 Minuten vor Vorstellungsbeginn
VORTRAG – Stefan Horlitz 21 SEP 2008
STAATSOPER UNTER DER LUPE – Workshop für alle Interessierten 27 SEP 2008
NACHGEFRAGT – Publikumsgespräch zur Neuinszenierung nach der Vorstellung im Apollo-Saal 12 OKT 2008

› › im abo mit bis zu 30 % rabatt

PREMIERE 27 SEP 2008 01 | 04 | 12 | 17 | 19 | 22 | 25 OKT 2008

oper

LENA LUKJANOVA
Bühnen-/Kostümbildnerin

Die vielseitige Künstlerin stammt aus Moskau, und ließ sich an der dortigen Hochschule zunächst zur Architektin und Ingenieurin ausbilden, ehe sie zur Kunsthochschule kam und Bildende Kunst studierte. Mit ihrer Malerei hat sie bei vielen internationalen Ausstellungen in Russland, Deutschland, Holland und Frankreich teilgenommen.

Seit 1998 wandte sich ihr Interesse auch dem Theater zu. Es entstanden Bühnen- und Kostümentwürfe u. a. für die Deutsche Oper am Rhein, das Nationaltheater Mannheim, Opernhaus Halle, die Oper Magdeburg, das Staatstheater Kassel. Ihre visuellen Konzepte zeichnen sich vor allem durch raffinierte Farbkombinationen aus. Das, und die harmonische Schlichtheit ihrer Form- und Komposition - Erfindung führten nicht zuletzt zu einer Berufung an die Akademie Mode & Design in Düsseldorf. Als Künstlerin, die in ihrer Arbeit die Grenzen zwischen Theater und bildender Kunst auslotet, wurde sie von Regisseur Achim Freyer für dessen Moskauer Inszenierung von Mozarts »Zauberflöte« im Jahr 2006 engagiert.

Im Jahr 2008 arbeiten sie wieder gemeinsam, diesmal an der Berliner Staatsoper, an der Tschaikowskys Oper »Eugen Onegin«. In 2009 entwirft die Künstlerin u. a. Bühne und Kostüme für eine Uraufführung an der Oper Rom und für ein Projekt des Berliner Staatsballetts in Kooperation mit den Berliner Festspielen.



staatsoper
unter den linden

EUGEN ONEGIN

Roman Trekel EUGEN ONEGIN
Maria Gortsevskaya OLGA
Anna Samuil TATJANA
Freyer Ensemble

PÖBELEIEN IN DER STAATSOPER

Bei der Premiere von „Eugen Onegin" grölte das Publikum den Regisseur aus

Mitte – „Eugen Onegin", die erste Opern-Premiere der neuen Spielzeit Unter den Linden. Mit allem, was Rang und Namen hat: Kanzlerin Angela Merkel (54, CDU) im Parkett, Daniel Barenboim (65) am Pult und auf der Bühne brillierten Gramy-Gewinner René Pape (44) und nach einem halben Jahr Zwangspause Super-Star Rolando Villazón (36) – und plötzlich der Eklat...

Um 20.11 Uhr passierte das Ungeheuerliche: „Herr Freyer! Hier geht's um Leidenschaft! Sie verbreiten LANGEWEILE!", brüllte ein Mann von den Rängen. Andere grölten mit ein: „Richtig!", „Ruhe!" – und gar nicht fein: „Schnauze!".

Herr Freyer ist Achim Freyer (74): Meisterschüler von Theater-Guru Bert Brecht, Maler, Bühnenbildner. Ein Genie, das bald Wagners „Ring des Nibelungen" in Los Angeles auf die Bühne bringt.

In Freyers Berliner Inszenierung des Liebes-Dramas Onegin dürfen sich die Akteure drei Stunden lang nur wie Marionetten in Zeitlupe bewegen. Dafür gab's so viele Pfiffe, dass Dirigent Barenboim seinen Regisseur am Ende schützend umarmte. **Br.**



Der mexikanische Star-Tenor Rolando Villazón (2. v.links) feierte sein Comeback nach einem halben Jahr Stimmpause Foto: DPA



Tragödie des Weiterlebenmüssens – Roman Trekel (Onegin), Viktor Rud, Rolando Villazón (Lenski), Anna Samuil (Tatjana) Foto: Monika Rittershaus/Staatsoper

Mit Zeitlupenschrittchen durchs Leben

Barenboim, Freyer, Villazón präsentieren Tschaikowskys „Eugen Onegin" ganz lakonisch an der Berliner Lindenoper

Erstaunlicherweise wird dem Untertitel von Tschaikowskys „Eugen Onegin" meist keine allzu große Bedeutung zugemessen. Nicht „romantische Oper", sondern schlicht „lyrische Szenen" nannte der Komponist sein 1879 uraufgeführtes Stück nach Puschkins Versroman – eine Bezeichnung, die nicht nur auf den zeituntypisch introvertierten Grundton des Werks verweist, sondern, in ihrer ausschnitthaften Beliebigkeit, den Hauptfiguren zugleich die Exklusivität ihrer Schicksale verweigert. Nicht ums Spektakuläre, sondern ums Alltägliche geht es hier. Selbst der Duelltod des Hitzkopfs Lenski ließe sich letztlich problemlos durch eine Alkohol-am-Steuer-Katastrophe ersetzen, ohne dass die Tragik des Geschehens darunter litte. Nicht der Tod im Rampenlicht, sondern die Tragödie des Weiterlebenmüssens ohne Aussicht auf Glück ist die Zielperspektive von Tschaikowskys Werk.

Balanceakt der Beiläufigkeit

Es leuchtet mithin ein, dass der „Eugen Onegin" einen besonderen Tonfall verlangt: ein beiläufiges Erzählen, das den Figuren zwar nicht die Tiefe ihrer Empfindung nimmt, aber doch signalisiert, dass es eben abertausende Tatjanas und Onegins gab und gibt. An der Berliner Staatsoper gelingt Daniel Barenboim und seiner Staatskapelle dieser Balanceakt auf mirakulöse Weise. Mit nahezu lakonischem Fatalismus lässt Barenboim das Grundmotiv des Vorspiels fortspinnen, als würde hier im piano der Gang der Welt sein fernes Echo finden, bis er sich mit Crescendi von mitreißender Sogkraft an den scheinbar willkürlich ausgewählten Einzelfall auf die Terrasse der Gutsbesitzerin Larina heranzoomt. Den Pathoston der großen Oper wird Barenboim seiner Staatskapelle bis zum Schluss nicht erlauben, wahrt klaräugige Distanz, überlässt es allein den seelenvoll eingedunkelten Streichern, den Gefühlen die nötige Eindringlichkeit zu verleihen. Was durchaus eine Überraschung ist: Noch im letzten Jahr hatte der 67-Jährige schließlich in Salzburg den „Onegin" als schwerblütiges Breitwandopus gegeben, und auch seine sonstigen Tschaikowsky-Erkundungen (etwa „Pique Dame" an der Lindenoper) schienen direkt zum Herzen, nicht über den Kopf zu suchen. Offenbar hat Barenboim seit Salzburg zu einem neuen Verständnis des Stücks gefunden: Nicht als Beteiligter dirigiert er, sondern aus der übergeordneten Perspektive des Erzählers, der nicht nur kühl, sondern bisweilen sogar sarkastisch sein kann: Im Walzer der Ballszene etwa spitzt er den Gegensatz zwischen den donnernd affirmativen Choreinsätzen und den nachklappernden Geigen bis ins Groteske zu und lässt die Anstrengungen der Festgesellschaft, der Langeweile zu entkommen, immer wieder ins Leere laufen. Kein Abbild russischer Provinzherrlichkeit ist diese Szene, sondern eine geradezu hoffmanneske Spukvision, in der Einzelheiten wie die altmodische Kratzfüßigkeit der Walzerwendungen oder die Geigenspinnweben und leiernden Flöten im Couplet des greisen Tanzlehrers Monsieur Triquet (Stephan Rügamer) wunderlich verzerrt und wie unter einer Lupe betrachtet wirken.

Auch in der Polonaise wird Barenboim später das aggressive Vordrängen des Themenkopfs betonen und dem Wunschkonzertstück dadurch eine stimmige Funktion im dramaturgischen Ganzen geben: Zusammengefasst werden in diesen vier Minuten die verbissenen Versuche Onegins, sich durch den Society-Trubel abzulenken, nachdem er den Freund Lenski im Duell erschossen hat. Eine Unrast, die zur folgenden Arie des alten Fürsten Gremin in größtmöglichem Gegensatz steht: Barenboim lässt dieses Stück quasi in Zeitlupe aufsteigen wie eine riesige Seifenblase (mit René Pape als Gremin kann er sich das auch erlauben). Ein Glückszustand, schillernd und zerbrechlich, von allen neidisch bestaunt.

Existenz als Repetition

Ob die Zusammenarbeit mit Achim Freyer für den Sinneswandel Barenboims verantwortlich ist? Der Altmeister des Bildertheaters verweigert sich schon seit Jahrzehnten dem Zwang realistischer Illustrationen von Opernlibretti, und auch den „Onegin" hebt er auf jene Ebene zeitlosen Maskentheaters, auf der enigmatisch suggestive Bewegungsmuster einen vorgeblichen Naturalismus ersetzen. Der Klarheit der Handlung, die ja ohnehin ohne operntypische Verwicklungen auskommt, schadet das kaum, rückt aber die surrealen Züge in den Vordergrund, die auch Barenboim betont: Das weiß geschminkte Opernpersonal scheint aus den Werken E. T. A. Hoffmanns, Andersens oder Lewis Carrolls hervorgekrochen zu sein. Eine Sphäre zwischen Traum und Wirklichkeit, in der die Bühne zum Abbild der subjektiven Wahrnehmung der Figuren wird. In der Mitte Tschaikowskys Tatjana als eine Seelenverwandte von Carrolls Alice, die mit ihrem reinen Kinderherzen das Treiben um sie herum eher bestaunt als begreift. Die Russin Anna Samuil gibt sie als etwas hartstimmigen Trotzkopf. Nebendran ein steifbeiniger Laffe namens Onegin (Roman Trekel mit holzgeschnitztem Bariton) und der Held Lenski, der mit Erlöserpose am Firmament steht oder mit Zeitlupenschrittchen versucht, seinen Platz im Leben zu finden – meist sind sie alle nebeneinander auf der Bühne und füllen mit sinnlosen, unendlich repetierten Bewegungen ihre isolierten Bühnenexistenzen. Die alltägliche Tragik des „Onegin", zeigt Freyer mit seinen phantasievollen Bildern, liegt eben darin, dass keiner je aus sich heraus kommen kann und wie eine funktionslose Maschine bis zum Erlöschen der Batterie vor sich hin werkelt. Auch dieses nüchterne Fazit verträgt sich übrigens bestens mit Barenboims Lakonik am Pult.

Freyers beim Premierenpublikum nicht unbedingt auf Gegenliebe stoßendes Konzept verlangt den Solisten etliches ab. Es dürfte absoluten Ausnahmecharakter besitzen, dass sich ein Star vom Rang Rolando Villazóns die Mühe macht, eine so detaillierte Schrittchoreografie zu lernen. Doch Villazón ist nicht nur mit merklicher Hingabe bei der Sache, sondern zeigt mit seinem Lenski, dass er seine Stimmkrise offenbar bewältigt hat: Der elektrisierende Villazón-Ton strahlt wieder in seiner dunklen Schönheit, nur die leisen Töne sprechen noch nicht ganz so geschmeidig an wie ehedem. Doch die waren eh noch nie Villazóns Trümpfe: Sein Lenski ist ein heißblütig schwärmerischer Idealist mit mediterranen Wurzeln. Was jedoch im „Onegin" eine bezwingende Folgerichtigkeit besitzt: Wer seinen Gefühlen freien Lauf lässt, für den ist kein Platz. Und das wusste Tschaikowsky selbst schließlich gut genug.

JÖRG KÖNIGSDORF

Berliner Morgenpost | Montag, 29. September 2008



FOTO: STAATSOPER

Alle erstarren in strengen Folgen von Gesten und Posen. Auch Rolando Villazón als Lenski. Dennoch gelingen ihm die energie-geladensten Momente des Abends

Villazón als Ampelmännchen

Achim Freyers statischer „Eugen Onegin" in der Lindenoper ausgebuht

Von Volker Blech

Berlin – In der Oper gibt es nichts Schöneres, als mit wunderbaren Sängern mitzuleiden zu dürfen. Diesmal ist es ein anderes Mitleiden. Es betrifft insbesondere Rolando Villazón. Er, der Lenski, wirkt geradezu eingesperrt in seinen Gesten, die aus ihm eine Stehsteif-Figur zwischen Bajazzo und Ampelmännchen machen. Stoppen und Stürzen heißt es für ihn über drei Stunden hinweg. Das tenorale Energiebündel Villazón ist gegängelt, zur Zurückhaltung zwischen Mezzoforte und Piano verdammt. Regisseur Achim Freyer, ein strenger Zuchtmeister, erzwingt die Einsamkeit aller Protagonisten. Seine Inszenierung wurde am Ende einhellig ausgebuht – zumindest das war an diesem Berliner Premierenabend in der Staatsoper voll ungehemmter Leidenschaft.

Die Macht der Gewohnheit

Dabei gehört Tschaikowskys „Eugen Onegin" nach Puschkins Versroman zum verzweifelt Romantischsten, was das Opernrepertoire hergibt. Das verträumte Landei Tatjana verliebt sich in den weltläufigen Onegin, der weist aber Nähe und Ehe zurück. Lenski liebt ihre Schwester Olga, aber aus Eifersucht kommt es zum tödlichen Duell der beiden Männer. Nach Jahren trifft Onegin seine Tatjana in Petersburg an der Seite des Fürsten Gremin wieder. Die Liebe erwacht, sie muss sich entscheiden...

Die Mitwirkenden

Auf der Bühne Katharina Kammerloher (Larina), Anna Samuil (Tatjana), Rolando Villazón (Lenski), Roman Trekel (Eugen Onegin).

Hinter der Bühne Regie: Achim Freyer. Musikalische Leitung: Daniel Barenboim. Kostüme: Lena Lukjanova, Amanda Freyer. Licht: Olaf Freese.

Staatsoper Unter den Linden 7, Mitte. ☎ 35 45 55. Termine: 1., 4., 12., 17., 19., 22. u. 25. Oktober

Bei Freyer dreht sich alles um die Macht der Gewohnheit. Gleich zu Beginn wissen die frustrierten Damen auf dem Lande, dass Gott uns die Gewohnheit als Ersatz fürs Glück gegeben hat. Diese Lebenserfahrung lässt Freyer bis zum Überdruss exerzieren. Und verzichtet dafür auf altvertraute Bilder: Tatjana lebt in ihren Büchern, aber nirgendwo gibt es eines. Ein Ball wird veranstaltet, aber keiner tanzt. Es gibt ein Duell, aber niemand kämpft. Dafür gibt es eine polyphone Überfülle an kleinen Schritten und gemessenen Gesten, die an bestimmten Fixpunkten in homogenes Wiegen oder grimassierendes Lachen aller Beteiligten einmünden. Freyer überzieht Tschaikowskys Opus mit einer neuen Matrix. Auf einer nach vorne geneigten Bühne zelebrieren Menschenmassen die immer selben Abläufe. Keiner berührt sich. In dieser Choreographie sind sie über Stunden hinweg – wie das Publikum auch – Gefangene ihrer Gewohnheiten.

Eigentlich müsste es den Solisten gut gehen, sie dürfen fast die ganze Zeit an der Rampe singen. Stattdessen wirken fast alle eher gehemmt, jede Individualität scheint in den Bewegungsmustern erstickt zu sein. Buchstäblich im Mittelpunkt steht Tatjanas Seelenleben, für sie hat Freyer quasi eine Familienaufstellung vorgenommen. Nahe ihr zieht Rolando Villazón seine engen Bahnen. Der Star hat nur wenige Möglichkeiten, sich in seiner Partie zu entfalten. Seine Liebeserklärung „Ja lublju tebja" macht deutlich, dass die herbe russische Sprache kaum seinem Naturell entspricht, aber der Tenor bleibt der begnadetste Singverführer im Feld. Ihm gelingen die energiegeladendsten Momente inmitten dieses melancholischen Überflusses. Glücklicherweise kann die Liebessehnsucht immer wieder kurzzeitig aufblühen: Anna Samuil singt ihrer Tatjana einen verletzlichen Charakter ein. Man kann sie ins Herz schließen. Was an diesem Abend die Ausnahme ist. Ihr zur Rechten offenbart sich Schwester Olga als kleine Ballerina, der Maria Gortsevskaya ihren dunkelstimmigen und zugleich leichtfüßigen Charme eintanzt. Rechts außen, quasi in Seelen-Randlage, bewegt sich der in eleganten Posen erstarrte Onegin, dem Roman Trekel seine große Figur und seinen diesmal seltsam schmallippigen Bariton leiht. Auf der anderen Seite präsentiert sich Katharina Kammerloher als besorgte Mutter, eine mächtigere Singstatur hinterlässt Margarita Nekrasova als Amme.

Eine befremdliche wie grandiose Regie

Irgendwann in diesem abendfüllenden Ritual erscheint fast überraschend Rene Pape als Fürst Gremin, der warmherzig die Altersliebe beschwört. Ein betörender Höhepunkt an Sinnlichkeit. Augenfällig sind auch die Kostüme nebst unzähligen Hutmodellen. Das Freyer-Ensemble bringt die theatralische Körperspannung und Präzision in teils zeitlupenhaftes Geschehen ein. Es sind die Füße der Schauspieler, die sich regelmäßig gen Himmel rekeln, aus dem zwischendurch Stühle purzeln. Freyers verkehrte Bilderwelt. Aber halt: Es gibt immer noch Tschaikowskys musikalische Gegenwelt, für die Daniel Barenboim am Pult der Staatskapelle Berlin einsteht. Aus dem Orchestergraben schwelgen die Leidenschaften hervor. Es ist eine ebenso befremdliche wie grandiose Inszenierung. Es ist nur die falsche Oper.